

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 10.

Berlin, Montag den 23. Januar

1843.

Norwegen.

Norwegen und die Norweger.

Nach Gustav Peter Blom. *)

Ein verdienstvoller Norwegischer Staatsmann hat mit Anfang dieses Jahres ein Werk über die Natur und die Verfassung seines Vaterlandes erscheinen lassen, das man unbedenklich den vorzüglichsten Leistungen dieser Art in jedem Lande an die Seite stellen darf. In einem empfehlenden Vorworte sagt Karl Ritter, der erst unlängst von einer Reise nach dem Scandinavischen Norden mit den angenehmsten Eindrücken zurückgekehrt ist: „Wie willkommen mußte es mir nicht erscheinen, wenn einer der anerkannt erfahrensten Kenner seiner Heimat, seines Volkes und Staates selbst sich entschloß, dem Auslande belehrenden Bericht zu geben über die wesentlichsten Verhältnisse der Gegenwart seiner Heimat, seines Volkes, seiner verfassungsmäßigen Zustände — wenn ein Mann der Wahrheit aus der Hülle der Anschauung vielfährigen Staatsdienstes, auf der Höhe wissenschaftlicher und volksthümlicher Ausbildung, eine Darstellung dieser Art unternähme, wie wir sie in dieser authentischen Gestalt in den meisten übrigen Ländern Europa's vermissen, wo die Thatfachen meist noch verschleierter im Dunkel liegen, oder wo das Geschäft geographischer Bearbeitungen, statt aus lebensvoller Erfahrung hervorzunehmen, leider fast immer nur den Händen compilirender Literaten anbeimgelassen ist.“

Norwegen, die wahre Wiege der Normannen, jener kühnsten, weithin gefürchteten und sieghaften Seefahrer des Mittelalters, das Land der großartigsten herrlichsten nordischen Natur und noch jetzt von einem der edelsten und zugleich freiesten Völker Germanischen Stammes bewohnt — ist bis auf diesen Augenblick im übrigen Europa wenig bekannt gewesen, obgleich es häufig von dilettirenden Touristen, einige Mal auch von tiefen und gelehrten, aber nur in ihrer Sphäre beobachtenden Forschern besucht worden ist und seine im Ganzen sehr liberale, nur wenig mittelalterlichen Rest aufweisende, eines solchen Volkes würdige Verfassung selbst anderen constitutionellen Staaten als Muster gedient hat.

Dreißigjährige Wirken in mehreren gerichtlichen und administrativen Aemtern, thätiger Antheil an der Ausarbeitung der Norwegischen Constitution und zehnjähriges Mitarbeiten an der Gesetzgebung, als Mitglied des Storting's, hatten es dem würdigen Verfasser zur Pflicht gemacht, von allen öffentlichen Verhältnissen seines Vaterlandes genaue Kenntniß zu nehmen. Funfzehnjährige Reisen in allen Theilen des Landes als Mitglied einer Kommission, deren Aufgabe es war, die Besteuerung zu regeln, machten ihn mit allen besondern Verhältnissen vertraut; sämtliche statistische Quellen standen zu seiner Verfügung, und bei der Ausarbeitung des ebenfalls ungemein reichhaltigen und durchweg sehr interessanten naturwissenschaftlichen Theils erfreute er sich des Beistandes gelehrter und berühmter Freunde an der Universität zu Christiania.

Das ganze voluminöse Werk trägt den Charakter des treuesten gewissenhaftesten Fleißes, tiefer Einsicht in die verschiedenen Zweige des Staatslebens und der wärmsten Anhänglichkeit an die Heimat, wie sie den Norweger von jeher ausgezeichnet. Aber strenge Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit sind mit dieser Anhänglichkeit im Bunde: der Verfasser bemäntelt kein Gebrechen seiner Landleute, sucht nichts zu beschönigen, was Tadel verdient, und lobt nicht mit Uebertreibung. Seine Darstellungsweise ist klar, übersichtlich, anspruchslos und edel: obgleich ein Mann, der die größere Zeit seines Lebens in Beschäftigungen, die der Phantasie wenig Nahrung geben und das Gefühl für alles Schöne oft abstumphen, wo nicht ertöden, zugebracht hat, zeigt er den regsten, lebendigsten Sinn für großartige oder rührende Naturscenen, wie besonders aus dem gemüthlich-pittoresken Schluß-Kapitel hervorgeht. Er hat sein Werk in Deutscher Sprache geschrieben, damit die Verbreitungsfähigkeit desselben im Auslande größer würde; und man darf ihm nachrühmen, daß er sich unserer Muttersprache mit Gewandtheit zu bedienen weiß. Zwar fehlt es nicht an fremdartigen oder unbeholfenen Wendungen, und hin und wieder ist ein Deutsches Wort nicht ganz in dem Sinne gebraucht, den wir damit zu verbinden gewohnt sind; allein wie wär' es auch möglich, in allen Abshattungen des Gedankens und des sprachlichen Gefühls einer anderen, wengleich nahe verwandten Nation zu leben, mit der man nicht durch langen Aufenthalt im Auslande gleichsam sich identifizirt hat?

*) Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von G. P. Blom. Antmann im Amte Budekerud u. Zwei Theile. Leipzig, J. J. Weber, 1843.

Der Verfasser ist von Oberflächlichkeit und unbefriedigender Kürze so weit entfernt, daß man ihn bisweilen eher zu großer Vollständigkeit beschuldigen könnte — nicht etwa in seinen statistischen oder naturwissenschaftlichen Angaben, die bis in ihre kleinsten Details dankenswerth sind, sondern in gewissen beschreibenden Abschnitten, besonders demjenigen Kapitel, welches die Lappen zum Gegenstand hat. Dieses enthält zwar auch sehr viel Schätzbare, daneben aber manches Entbehrliche, öftere Wiederholungen und Bemerkungen, die sich von selber verstehen. So z. B. erfährt der Leser hier an wenigstens drei Stellen, daß der Lappe seine Milch in Rennthiermägen im Rauche aufhängt. Die fast sprüchwörtliche Unreinlichkeit der Lappen wird durch manches Beispiel genugsam dargethan; dennoch bemerkt der Verfasser hinterher und zu wiederholten Malen explicite, daß dieses Volk für Reinlichkeit keinen Sinn habe. — S. 196 heißt es tautologisch: „Enthaltfamkeit wird bei ihnen als eine affectirte Ziererei angesehen.“ — S. 202 wird bemerkt: der Ortsinn der Lappen sey eben so merkwürdig, wie die Gabe, ihre Thiere zu erkennen, und rühre von derselben Ursache her, nämlich von der Entwicklung ihrer Sinne und Wahrnehmungsfähigkeit (aber von was Anderem sollte er denn herrühren?). — Sonderbar klingt die Bemerkung (S. 200), daß derjenige Mann, welcher die zu melkenden Rennthiere mittelst einer geworfenen Schlinge an das Gerüst bindet, jedes Thier der Herde genau kenne und wisse, ob es ein Männchen oder ein Weibchen sey (sollte dies wirklich in Betreff der Rennthiere erst ein geübtes Kennerauge erfordern?). — S. 196 sagt Herr Blom: „Die Lappische Sprache, aus schnarrenden und Gurgelönen zusammengesetzt“, ist einem jeden Normann oder Schweden, der sie nicht gelernt hat, durchaus unverständlich.“ Das wird Keinen Wunder nehmen, der mit dem Verfasser weiß, daß diese Sprache von den Scandinavischen wesentlich verschieden ist; denn bekanntlich verstehen nicht einmal Dänen und Deutsche einander ohne jene Bedingung, obgleich ihre Sprachen nahe verwandt sind. Doch wir wollen bei kleinen Mädelchen nicht zu lange verweilen.

Der Inhalt des ersten Theils dreht sich ganz um das passive und aktive Verhältniß des Menschen zur Natur. Wir beschränken uns hier auf eine skizzenhafte Uebersicht der geographischen Lage und äußeren Bildung des Landes, die nur gleichsam als Kaviar wirken soll, damit der Leser nach Herrn Blom's reicher Vorrathskammer desto lustiger werde.

Der westliche und nördliche Theil Norwegens ist ein ununterbrochenes Hochland. Gegen Westen werden die Gebirgsmassen steil und bilden zum Theil ein Plateau mit schroff ins Meer hinabhängenden Seiten; ober es ziehen sich schmale Streifen urbaren Bodens an ihrem Fuße hin. Gegen Süd-Ost wird die Massenerhebung allmählig geringer, bis sie in die Bottinische Bucht sich verliert. In gewisser Entfernung von dem eigentlichen Hochlande entstehen ausgedehnte niedrige Plateaus, die, mit Thon und Sand bedeckt, große Streifen urbaren Bodens darbieten. Kaum die Hälfte der ganzen Oberfläche Norwegens liegt unter 2000 Fuß absoluter Höhe. Oben auf dem Gebirge giebt es Ebenen von bedeutendem Umfang: so z. B. haben die Tafel-Länder zwischen den Stiften Agerhusus und Bergen in einer Höhe von 3500 bis 4500 Fuß über dem Meerespiegel zum Theil 12—18 geographische Meilen in der Breite, und über ihnen thronen die weit ins Gebiet des ewigen Schnees hineintagenden Bergkuppeln. Letztere erreichen jedoch nur selten eine absolute Höhe von 6000 Fuß und würden also in der Schweiz nur Berge vom zweiten Range seyn. (Schluß folgt.)

Algier.

Hamuda, der General-Gouverneur von Konstantine.

(Schluß.)

Die Armen empfangen in der That die Gastfreundschaft der Heguns in der großen Wohnung des alten Scheich, einem unregelmäßigen Hof, der von verschiedenen Gebäuden umgeben war und in dessen Mitte eine kleine Moschee oder Familien-Kapelle sich erhob. Man sah hier oft an zwei- bis dreihundert Bettler von allen Racen und Lumpen versammelt, die das Brod des Hauses aßen und ihr Nachtlager in den Höfen oder unter den Gallerieen dieses ungeheuren Asyls aufschlugen. Es war eine Art freies Hospiz, das einer cour des miracles glich. Doch gab es freilich neidische oder übelwollende Leute, welche

*) Doch wohl nicht ausschließlich? denn sonst hätte sie gar keinen menschlichen Charakter.

das augenfällige Verdienst einer so ausgedehnten Munifizenz zu verkleinern suchten, indem sie erzählten, die Vorfahren der El-Feguns hätten einst beträchtliche Güter zur Nahrung der Armen vermacht, und ihre Nachkommen, als geborne Verwalter dieser mildthätigen Stiftungen, gäben also nur den Dürftigen, was ihnen von Rechts wegen zukomme.

Wenn die El-Feguns die Zuneigung und Verehrung der Armen besaßen, so fanden sie dagegen nicht dieselben Gefühle bei den Reichen, von denen besonders der Hakem persönlich verabscheut war. Aber da man ihn zugleich fürchtete, wegen der Gurst, in der er bei dem Kommandanten der Provinz stand, so machte er sich darum keine Sorge, und überdies wagten seine tödtlichsten Feinde nicht, ihm eine böse Miene zu zeigen. Wenn er, von den beiden Chiaour, die ihm überall zur Seite waren, begleitet, auf einem Maulesel oder seinem schwarzen reichgeschirrten Ross in den Straßen der Stadt vorüberkam, so stellte sich Jeder demüthig an die Mauer und grüßte ihn bis zur Erde. Alle Morgen belagerte ein Schwarm von Bittstellern und Höflingen sein Haus. Er hatte ein großes und kleines Leber, nicht mehr und nicht weniger als ein absoluter König. Das war eine glänzende Zeit in seinem Leben. Jung, reich, mächtig, gefürchtet, mit allen Reizen der Figur und allen Gaben eines offenen, schlauen und einschmeichelnden Geistes versehen, verwirklichte er einen jener Typen äußerer Vollkommenheit und menschlicher Glückseligkeit, die nur in der Phantasie des Roman-Dichters zu existiren scheinen. Alles lächelte ihm, Alles beugte sich unter seinen allmächtigen Willen. Als Präsident des mißheles (so heißt das Conseil der muselmännischen Würdenträger) ordnete er die einzelnen Interessen nach seiner Laune, sprach Verurtheilungen aus und ließ sie durch den Arm seiner eigenen Chiaour ausführen. Nachdem er die öffentlichen Geschäfte abgethan, schloß er sich in sein Haus ein und gab sich mit seinen Freunden der Freude hin; der Tanz der maurischen Alma's belebte diese Feste, und zuweilen wüthte sie der Schmerzensschrei der Delinquenten, denen seine Leute draußen vor der Thür die Bastonnade gaben.

Aber nach zwei Jahren dieser feenhaften Existenz sollte der junge Satrap erfahren, was Unglück sey; zuvörderst trafen ihn zwei harte Schläge hinter einander. Der erste war der Tod seines Vaters im Anfang des Jahres 1841. Der alte Scheich war ein gerader und weiser Mann, welcher im ganzen Lande im Ruf hoher Frömmigkeit und Gelehrsamkeit stand. Er hatte als Philosoph das Dunkel und die Zurückgezogenheit den Ehrenstellen, die ihm Marschall Balée anbot, vorgezogen. Als er starb, soll er seit einem halben Jahrhundert seine Wohnung nicht verlassen haben, außer an dem Tage, wo der Herzog von Orleans seinen Einzug in Konstantine hielt. Auf die Nachricht, daß der älteste Sohn des Königs herannah, begab sich der Greis an das Thor der Stadt, um den Kronprinzen zu empfangen, welcher ihn während seines Aufenthalts mit vieler Auszeichnung behandelte, sein Palais besuchte und ihm das Kreuz der Ehrenlegion bewilligen ließ. Man fand in seinen Koffern, außer einem bedeutenden Werth von Kleinodien und anderen Kostbarkeiten, gegen eine Million gemünzter Geldsorten, welche zu gleichen Theilen unter seine elf lebenden Kinder vertheilt ward, von denen die meisten, wie Hamuda sich ausdrückte, „noch ein Frauengesicht hatten.“ In seiner Eigenschaft als Hakem nahm dieser sogleich Besitz von dem Dar-elscheich, wohin er seine Residenz verlegte.

Das zweite größere Mißgeschick, das den Hakem traf, war die Rückkehr des General Regrier nach Konstantine. Auf die erste Nachricht von diesem Amtswechsel dachte er daran, das Land zu verlassen, und bat den Baron Galbois, ihn nach Frankreich mitzunehmen. Dieser verweigerte es und rieth ihm, die Ankunft des neuen Kommandanten ruhig abzuwarten. Dies that er und ging mit den übrigen Beamten der Stadt dem General Regrier entgegen; aber an der kalten Miene dieses Letzteren, der ihn kaum eines Blickes würdigte, merkte er bald, daß seine ersten Besorgnisse gegründet waren, und daß die Stunde der Ungnade für ihn gekommen sey. In der That hatte der General nichts vergessen und außerdem noch vieles Ungünstige über den jungen Hakem erfahren. Drei Tage nach seiner Ankunft schickte er ihm seinen Dolmetscher, um zu verkündigen, daß seine öffentlichen Funktionen zu Ende seyen, und ihm sein Amtsstempel abzufordern. „Wisse überdies“, sagte ihm der Dolmetscher, „daß der General, von deinen zahlreichen Unterschleifen in Kenntniß gesetzt, entschlossen ist, Jedem, der über dich Klage führen wird, schnelle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.“

Dieses Wort verbreitete sich blizschnell durch die Stadt, und mehr bedurfte es nicht, um gegen die Verwaltung des unglücklichen Hakem eine Fluth von Anklagen loszulassen, die man bis dahin fürchtlich zurückgehalten hatte. Da der General befohlen hatte, daß die Tribunale der beiden Kadis sich in Permanenz konstituiren sollten, um über die Reclamationen gegen Hamuda zu richten, so kamen die Kläger aus allen Ecken, und Mancher, der vor einem Monat mit Entzücken die Stiefel des Hakem gelüßt hätte, um ihm dafür zu danken, daß er ihm nur die Hälfte des Seinigen nahm, scheute sich nicht, ihn öffentlich als Verbrecher zu behandeln und ihm unter fürchtbaren Schmähungen sein Geld abzufordern. Da die Ersten, welche Klage führten, die Hälfte ihrer Forderungen bekommen hatten, so machte man mit diesen Prozessen ordentliche Geschäfte, indem man übereinkam, daß jede Forderung gegen den ehemaligen Hakem auf eine Prämie von 50 Prozent Anspruch geben sollte. Hamuda mußte sich dieser Regel unterwerfen und für eine ganze Legion hungriger Menschen seinen Beutel offen halten. Uebrigens machte er noch ziemlich gute Miene zum bösen Spiel; er hatte anfangs eine viel schlimmere Behandlung gefürchtet: „Was ist Geld“, sagte er, „wenn es sich darum handelt, sich vom Tode loszukaufen?“

Die Schicksalschläge sind Nachtvögel, die nie allein kommen, sagt das Sprüchwort. Hamuda mußte dasselbe auf seine Kosten bestätigen. Während er seine Kassen erschöpfte, um seine zahllosen Gläubiger zu befriedigen, ereignete

es sich, daß seine Vasallen, die Djebaras, einen kleinen Streifzug auf das Gebiet anderer Kabylen machten und ihnen an hundert Ochsen nahmen. Die beraubte Partei beklagte sich beim Chalifah des General, welcher, da es nicht möglich war, die Djebaras in ihren Schlupfwinkeln zu erreichen, kein anderes Mittel zur Entschädigung der Reklamanten sah, als indem er den unglücklichen Häuptling des beschuldigten Stammes den Preis der Ochsen zahlen ließ. So mußte Hamuda die Kläger befriedigen, nicht ohne seine lieben und getreuen Unterthanen in die sieben Abgründe der Hölle zu verwünschen.

Unter der Verwaltung des General Galbois hatte sich Hamuda mehrere Grundstücke, die von dem ehemaligen Bepit abhängen, konzediren lassen oder, wie es nachher hieß, sich selbst konzedirt und sie dann in Pacht gegeben. Auf Befehl des General Regrier und auf den einmüthigen Beschluß des Verwaltungsraths wurden diese Grundstücke wieder zur Domaine geschlagen und Hamuda verurtheilt, den Pächtern die Pachtgelder, die er empfangen, wieder zu erstatten.

Eines Tages endlich ward der Hakem zum General gerufen, der ihm mit strengem Blick verkündigte, er sey angeklagt, Waffen in seinem Hause zu verbergen; er müsse sie sofort ausliefern. „Herr General“, entgegnete Hamuda, „wenn das, was du sagst, wahr ist, so bin ich sehr schuldig, und ich verdiene hingerichtet zu werden. Da du so gut unterrichtet bist, so mußt du den Ort meines Hauses kennen, wo die Waffen verborgen sind. Gib also den Befehl, sie zu suchen, damit, wenn man die Wahrheit gesagt, ich vor den Augen Aller beschämt werde und die Strafe erleide, die es dir gefallen wird über mich zu verhängen.“

Sogleich begab sich der Kommandant des Genie-Corps, von Offizieren und Arabischen Chefs begleitet, mit Hamuda in das Haus des Letzteren, um daselbst eine Nachsuchung anzustellen, die ohne Erfolg blieb. Eine Frau, die den Hakem denunzirt hatte, begleitete sie; sie blieb dabei, daß sie ihrer Thatsache ganz sicher sey. „Die Waffen müssen in der Dicke der Mauer vergraben seyn“, sagte sie; „ihr müßt euch nicht scheuen, die Mauer zu durchbrechen.“ Auch dies geschah, das Haus ward nach allen Richtungen durchwühlt, doch vergebens. Die Unschuld des Hakem triumphirte, aber sein Haus fiel in Trümmer, und vielleicht hatte der weibliche Dämon, der ihn anklagte, nichts Anderes gewollt.

Endlich verlor Hamuda die Geduld und richtete eine Bittschrift an den „Kaiser der Franzosen“, worin er ihn ersuchte, ihn zu beschützen und ihm das wiedererstatteten zu lassen, was, wie er behauptete, ihm mit Unrecht erpreßt worden. Diese Anklage veranlaßte eine glänzende Demonstration der einheimischen Bevölkerung gegen den Bittsteller. Sobald sie von der Bittschrift und den darin ausgesprochenen Beschwerden Kunde hatten, versammelten sich die beiden Kadis, die beiden Mustis, die Abuls oder Rechtsgelehrten, die Chalifas der Provinz, mehrere Kadis oder Scherifs und die Anims sämmtlicher Zünfte in der Moschee Ben-Mimun und protestirten feierlich gegen die Angaben des Hakem, besonders gegen die, daß er bei der Eroberung Konstantine's für die Franzosen gewirkt. „Die Franzosen“, erklärte das Organ der Versammlung, „haben Konstantine durch den Muth ihrer Soldaten und die Macht ihrer Waffen erobert. Sie haben dann den Bewohnern, die sich unterwarfen, den Aman gegeben und dem Hamuda so gut wie den Anderen.“

Aber als genügte eine solche Erklärung noch nicht, um den Er-Hakem zu unterdrücken, so erschienen zwölf angesehene Individuen eines den Franzosen befreundeten Stammes wenige Tage darauf vor einem der Kadis und erklärten, Hamuda habe heimlich den Uled-Djebara Waffen zukommen lassen. Sie hatten das Faktum von einer Abtheilung dieses Stammes, welche selbst funfzehn Flinten bekommen zu haben behauptete. Diese Anklage, die schon an sich so ernst war, wurde es noch mehr, insofern die Uled-Djebara im Verdacht standen, an den neuesten Feindseligkeiten Theil genommen zu haben. Man behauptete überdies, daß Hamuda neulich fünf Tage in den Douars seiner ehemaligen Vasallen zugebracht habe.

Von diesen verschiedenen Gerüchten in Kenntniß gesetzt, gab der General Befehle zur Verhaftung des Er-Hakem; aber vergebens suchte man ihn in der ganzen Stadt, vergebens durchwühlte man alle Winkel seiner großen Wohnung, er war nirgends zu finden. Man verzweifelte schon daran, sich seiner Person zu bemächtigen, und vermuthete, daß er unter dem Schutze einer Bekleidung die Stadt verlassen habe. Aber dem war nicht so, und Hamuda, der ganz ruhig in seinem Hause versteckt war, lachte heimlich über die vergeblichen Anstrengungen seiner Verfolger; er würde vielleicht noch lachen, wenn nicht eine der Frauen seines Vaters, aus Haß oder aus einem anderen Motive, das Geheimniß seines Verstecks verrathen hätte. Unter anderen Herrlichkeiten enthielt das Dar-elscheich eine sehr schöne Familien-Bibliothek, die aus kostbaren Handschriften bestand, wahren Schätzen von Gelehrsamkeit und Kalligraphie, und von dem letzten Scheich, der täglich viele Stunden darin zubrachte, bedeutend bereichert worden. Dapin flüchtete sich Hamuda während der lästigen Besuche, die ihm die bewaffnete Macht abhattete. Wenn diese, nach Durchsuchung der anstosenden Zimmer sich der Schwelle des sanctum sanctorum näherte, so öffnete der Hakem mit einer unsichtbaren Springfeder eine geheime Thür und schlüpfte in ein schon durchsuchtes Gemach, wo er vor neuer Nachforschung sicher war.

Weniger glücklich als er, war sein Bruder Ahmed, der Häuptling der Uled-Djebara, schon verhaftet, als auch der Er-Hakem verrathen wurde. Alle Beide wurden nach Algier mit guter Empfehlung für den General-Gouverneur geschickt, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Man ging damit um, sie als der Verrätherei Schuldige im Fort Sainte-Marguerite einzusperrern; aber auf die dringenden Bitten der beiden Brüder, welche den sehnlichen Wunsch aussprachen, nach Mekka zu pilgern, erlaubte ihnen der General

Bugeaud, sich am Bord eines Englischen Fahrzeugs nach Alexandrien einzuschiffen.

In Malta angelangt, ließ sich Hamuda ans Land setzen und begab sich zum Französischen Konsul. Dieser hielt ihn für einen der Algierschen Pilger, die auf Kosten der Regierung nach Mekka geschickt werden, und da er den Auftrag hat, diesen Gläubigen jedweden Beistand zu leisten, so machte er keine Schwierigkeit, auf die Bitte des Ex-Pakem seinen Paß nach Marseille zu visiren. So mit regelmäßigen Papieren versehen, konnte sich Hamuda ohne Hinderniß nach Paris begeben, wo er im letzten September ankam. Der Zweck dieser Reise ist, wie er sagt, von der Regierung die Genugthuung zu erlangen, auf die er Ansprüche zu haben glaubt. Inzwischen benutzte der Ex-Pakem seine Zeit, unsere Hauptstadt zu durchstreifen, und wenn er von seinen Promenaden durch die civilisirte Welt nach Hause kommt, verzeichnet er, wie man sagt, seine Bemerkungen sorgfältig in ein Journal, das uns vielleicht eine Fortsetzung zu den Lettres Persannes verspricht.

In einer weniger blästrten und ernstern Epoche als die unsrige, hätte Hamuda die öffentliche Neugier gefesselt und wäre ein Löwe des Tages geworden. Jedenfalls erfüllt er alle hierzu erforderlichen Bedingungen. Er ist groß, wohl gebildet, von imponirender Haltung und edler und sanfter Physiognomie; doch ohne den Burnus, der ihn einhüllt, und ohne den voluminösen Turban, das unterscheidende Merkmal seiner hohen Geburt, könnte man an seinem blonden Bart, seinem blauen Auge und der Weiße seines Teints eher einen Englischen Dandy als einen edlen Mauren in ihm zu sehen glauben. Uebrigens verräth sein ganzes äußeres Wesen, seine ungezwungenen Manieren, sein stolzer Gang, ja selbst sein etwas protegirendes Lächeln den Aristokraten, den Patrizier von echtem Blut, der von dem Gefühl seiner persönlichen Bedeutung und Würde tief durchdrungen ist.

Einer seiner Brüder, der junge Malek, der seitdem gestorben, war vor ihm in Paris gewesen; dieser trug jene angeerbte Bornehmtheit noch viel mehr zur Schau als sein Bruder. Mit vier anderen jungen Arabern nach Paris geschickt, um daselbst auf Kosten der Regierung erzogen zu werden, dachte das stolze Kind mitten in unseren volkreichen Straßen und den vielen Zerstreuungen, die sich ihm auf allen Seiten darbieten, nur an die gewissenhafte Beobachtung des Vorrangs, der ihm über seine weniger edelgeborenen Landsleute zukam. Wenn sie zusammen ausgingen, ging er nie in einer Reihe mit ihnen, sondern entweder voran oder hinter ihnen, aus Furcht, er möchte sonst ein Gleichheits-Prinzip anerkennen, gegen welches sich seine Adelovorurtheile empörten. Aus demselben Grunde war es ihm unmöglich, sich in die Ordnung des Hauses zu fügen, in das man ihn untergebracht. Unter dem Vorgeben, seine Freunde zu besuchen, verließ er die Anstalt nach zwei Tagen mit dem festen Vorsatz, sie nicht wieder zu betreten, den er auch treulich hielt.

Trotz seiner zahlreichen Verluste scheint Hamuda's Zukunft ziemlich gesichert; denn für den Fall, wo er sich genöthigt sähe, sich bei uns niederzulassen, gedenkt er eine Summe von 300,000 Francs auf den Ankauf von Grundeigenthum in Frankreich zu verwenden und für eben so viel Renten zu kaufen.

An den Einwohnern von Konstantine rächt er sich jetzt für die feindselige Gesinnung, die sie ihm gezeigt, durch bittere Epigramme: „Man weiß ja“, sagte er, „was die Bewohner dieser Stadt sind; es sind lauter bedürftige, geldgierige Leute und Beduinen (dieser Name drückt die höchste Verachtung aus). Darf man sich wundern, wenn solcher Pöbel beständig das Gut Anderer zu erpressen sucht?“

Ueber die Kadi's, die gegen ihn entschieden haben, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Wenn zwei Gegner vor ihrem Tribunal zu thun haben, so vergißt der, welcher Unrecht hat, nicht, sich Gold in den Mund zu legen; wenn dies geschieht, läßt er den Anderen ruhig peroriren. Wenn dann der Richter, nachdem er die Sache untersucht hat, zu ihm sagt: — Du hast Unrecht, — so öffnet er den Mund, nicht um sich zu verteidigen, sondern um das Gold, das darin liegt, zu zeigen. Sogleich ändert der Kadi seine Meinung und verurtheilt die andere Partei.“ Es ist möglich, daß diese Gewohnheit, welche bei den muselmännischen Richtern allgemein herrschend ist, wenn man Hamuda glauben darf, dem berühmten orientalischen Sprüchwort seine Entstehung gegeben hat: „Das Wort ist silbern, aber das Schweigen ist von Gold.“

Mehrere Personen, die mit dem Ex-Pakem in öftere Berührung kommen, versichern, daß seine Lebensweise in Paris den schlechten Ruf, den man ihm in Konstantine machte, vollkommen Lüge strafe. Die bösen Zungen dort behaupteten, daß der edle Sprößling des frommen Stammes der Feguns, die Pflichten, die ihm eine so heilige Abkunft auferlege, vergessend, eine besondere Vorliebe für die Produkte unserer Weinberge angenommen und sich jeden Abend mit einigen Freunden, die eben so Voltairisch gesinnt seyen wie er, zum Zechen einschleife. Hier dagegen, sey es nun, daß man seiner Mäßigkeit Unrecht gethan oder daß der Politiker über den Trinker wieder die Oberhand gewonnen, genug, Hamuda zeichnet sich hier durch eine strenge Orthodoxie in Sachen des Trinkens aus. Nichts kommt seiner Nüchternheit gleich, außer seiner Sittenstrenge, und neulich legte er einen heftigen Unwillen an den Tag bei dem Anblick gewisser Boulevards-Gegenstände, deren bloße Möglichkeit zuzugeben seine wilde Tugend sich sträubte.

Nach dem Urtheil, das er über die Einwohner seiner Geburtsstadt fällt, sollte man schließen, er gedenke nie wieder zu ihnen zurückzukehren. Aber schon jetzt ist es sein täglicher, sein ständlicher Wunsch, sein theures Vaterland wiederzusehen, dessen Erinnerung ihm öfter Thränen entlockt. Aus dem Hotelgarni der Rue de Beaune, wo er sein Domizil aufgeschlagen, sieht er oft als reisenden Bergstrom jenen Bach der „Bach-Gasse“, den Madame Staël so oft beweinte: so wahr ist es, daß kein Schmerz, kein Verlust uns von den geliebten

Orten losmachen können, wo wir zu leben anfangen! — Wir wünschen dem Hamuda, daß ihm die erbetene Gnade zu Theil werde, wagen es aber nicht, ihm ein nahes Ende seiner Verbannung vorherzusagen. Besonders aber darf er nach dem, was vorgefallen, nicht mehr hoffen, die von seinen Vätern mit so viel Glanz sechshundert Jahre lang ausgeübte Macht je wieder zu erlangen. Er wird wenigstens die Ehre gehabt haben, diesen ruhmvollen Stamm zu schließen, und als Sohn des letzten Scheich-el-Islam wird er, insofern er eine historische und administrative Bedeutung hat, der letzte der Uled-Feguns seyn.

(R. d. P.)

Frankreich.

Die Verfälschung einer Schrift aus Jouffroy's Nachlaß.

Im Lager der Französischen Philosophie ist große Bewegung. Man ist indignirt über eine Verletzung fremden Eigenthums und findet dieselbe um so weniger verzeihlich, als sie an einem Todten verübt worden ist. Jouffroy, dessen frühes Hinscheiden allgemeine Klagen erweckte, galt für eine der Hauptzierden der neueren philosophischen Schule, welcher man den Namen der eklektischen gegeben hat. Ursprünglich Schüler Royer-Collard's, trat er später zu dem kühneren Banner Cousin's über. Dieser war stolz, ihn in seinen Reihen zu wissen, und aus den philosophischen Schriften, welche Jouffroy 1833 veröffentlichte, ließ sich nicht ahnen, daß er je den Weg seines Meisters verlassen werde.

Jouffroy stirbt, und Herr Damiron, ebenfalls ein Schüler Cousin's und selbst ein geachteter Professor, übernimmt es, seinen Nachlaß herauszugeben. Doch dieser ist kaum erschienen, so verbreitet sich das Gerücht, der Herausgeber habe eine Anzahl Stellen aus den Schriften entfernt, welche Cousin's Lehre bekämpften. Die Journale der Opposition sind beglückt, der Universität etwas anhaben zu können, indem sie eines ihrer Mitglieder angreifen; sie nehmen das Gerücht begierig auf, und man glaubt es fast schon allgemein, als die Revue Indépendante den letzten Zweifel verschleuderte und den Professor anklagte, den Gedanken eines Todten meuchelmörderisch umgebracht zu haben, und ihn darum dem Fluche der Nachwelt weihete. Der Artikel war Pierre Leroux unterschrieben.

Betrachten wir zunächst die Aktenstücke dieses Streites, so finden wir, daß eine Veränderung oder Verfälschung, wie man es nennen will, einer nachgelassenen Schrift Jouffroy's gar nicht geleugnet wird, und fragt es sich nur, wem sie zur Last zu legen. Herr Damiron hat im National einen Brief abdrucken lassen, in dem er gesteht, sich Abänderungen in einem Theile des Werkes erlaubt zu haben; doch er fügt hinzu, er habe das Recht gehabt, dieselben vorzunehmen; er habe im Interesse seines seligen Freundes selbst so gehandelt; er habe sein Grab nicht zum Gegenstande der leidenschaftlichsten Angriffe machen wollen und sey darum genöthigt gewesen, einige starke Stellen zu mildern oder auszumergen; daß dieses nicht verborgen geblieben sey, daran sey nicht er, sondern nur die beklagenswerthe Indiscretion einiger Personen schuld, die er jetzt bedauert, ins Vertrauen gezogen zu haben. Man kann für die eklektische Schule schwärmen und muß sich doch gestehen, daß dieser Brief zu dem Armseligsten gehört, was je geschrieben worden ist. Welcher Freund darf sich das ungeheure Recht anmaßen, die eigenthümlichsten Gedanken aus dem hinterlassenen Werke seines Freundes zu streichen? Und wie konnte Herr Damiron glauben, daß sich diese Fälschung werde verbergen lassen? daß nicht das Aufsehen, welches er vermeiden wollte, durch seine Unbesonnenheit nur um so größer werden würde? Doch wenn er überhaupt einmal den Entschluß zu diesem Schritte gefaßt hatte, so ist die Unklugheit, mit der er denselben ausgeführt hat, gleichwohl nicht zu fassen. So wenig tief hat er seine Fäden gelegt, daß der erklärteste Feind der eklektischen Schule und ihres Hauptes in seinem flammenden Artikel in der Revue Indépendante sie sämmtlich aufgedeckt hat.

Jene nachgelassene Schrift Jouffroy's führt den Titel: „Von der Organisation der philosophischen Wissenschaften“. Ein schöner Stoff; doch hatte sich Jouffroy's Geist durch sein langes Umherstreuen auf dem Meere der Zweifel bereits so entkräftet, daß er kaum noch fähig war, denselben zu behandeln. Wir haben die Schrift selbst nicht vor uns, doch geht Pierre Leroux in seinem Artikel so tief in die Einzelheiten derselben ein, daß man einen ziemlich genauen Begriff von ihr bekommt, so sehr man fühlt, daß nur der Haß gegen Cousin und seine Schule Leroux den Artikel diktiert habe. Die Schrift zerfällt in drei Theile. In dem ersten derselben untersucht Jouffroy, nach welchen Gesetzen und unter welchen Bedingungen sich eine Wissenschaft organisire. Leroux glaubt zu fühlen, daß dieser Theil gegen eine neue Religion, eine philosophische Religion oder, was, wie er sagt, dasselbe ist, eine religiöse Philosophie gerichtet sey, welche man an die Stelle des sozialen Glaubens der Vergangenheit setzen wolle. Im zweiten Theil giebt Jouffroy eine Art von Autobiographie, in welcher er, wie Faust in dem klassischen Monologe, alle die Verirrungen auf den endlosen Steppen der Wissenschaft aufzählt, in die er sich verstrickt habe, seit ihm der Stern des Glaubens untergegangen sey, der den Hirten zu Bethlehem geleuchtet, und er seine Pfade allein mit der Fackel der Vernunft habe aufhellen wollen. Er bezweckt hierbei, durch sein Beispiel zu beweisen, in wie trauriger Lage der menschliche Geist sich befinde, wenn er den Glauben, die religiösen Dogmen aufgegeben, weil er zum Ersatz für dieselben Nichts habe, als „die tiefinnerliche Ohnmacht“ (la radicale impuissance) einer Philosophie, die weder von ihrem Grunde noch von ihrem Ziele etwas weiß.

Habe nun, ach! Philosophie,
Jurisprudenz und Medizin,
Und leider (pour mon malheur) auch Theologie
Durchaus studirt mit heiligem Bemüh'n.
Da heb' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor.

so seufzt Jouffroy mit Faust zusammen; doch er fährt fort:

Er heißt Magister, heißt Doktor gar,
Und zieht schon an die zehnen Jahre,
Herauf, herab und quer und krumm
Seine Schüler an der Nase herum; —
Ich sehe, daß wir Nichts wissen können.

Ich, der ich einst kein Stolz war. Diese Geständnisse hat Herr Damiron auf eine eigenthümliche Weise geändert. Folgendes sind die Hauptstellen, bei denen seine Freundeshand sich thätig gewesen seyn. Jouffroy schrieb: „Nachdem ich einmal die Göttlichkeit des Christenthums angezweifelt hatte, fühlte ich mich in meinem Innern vollständig umgewandelt; Alles, was ich über Gott und meine Bestimmung im zeitlichen und ewigen Leben geglaubt hatte, glaubte ich nicht mehr; mein Glauben hatte in dem Vertrauen auf bestimmte Ereignisse beruht, doch da ich diese Ereignisse als unwahr bezeichnen mußte, so verschwand auch der Glaube.“ Davon ist nur der erste Satz übrig geblieben, und auch in diesem ist anstatt Göttlichkeit, divinité, des Christenthums autorité gesetzt. Ferner sagte Jouffroy: „Ich war erschaut, weshalb man sich mit diesem Eifer nur stets über den Ursprung der Ideen stritt, als ob alle Philosophie hierin bestände, als ob man über Gott, die Welt und den Menschen, über die tiefen Räthsel der Vergangenheit und die Mysterien der Zukunft, über so viele riesenhafte Probleme vollkommen einig wäre.“ Diese ganze Stelle fehlt in der Ausgabe. „So war ich die ersten beiden Jahre Professor“, hieß es im Manuskript, „ohne daß ich vor vieler Beschäftigung zur Untersuchung der Grundfragen der Philosophie kam, welche mir in der Lehre des Herrn Cousin so unvollkommen gelöst schienen.“ Die Ausgabe liest: der Grundfragen der Philosophie, mit denen ich mich unter der Leitung des Herrn Cousin so lebhaft beschäftigt hatte. — Jouffroy fährt fort: „Von Zeit zu Zeit dachte ich an die Lösung dieser Fragen; verschiedene Spezial-Untersuchungen eröffneten mir ungeahnte Lichtblicke, doch ich hatte nicht die Muße, sie zu verfolgen; doch rang sich aus allem meinem Denken und Treiben immer klarer die Ueberzeugung hervor, daß wir von Allem, was ich so bestimmt zu wissen gemeint hatte, überhaupt Nichts zu wissen vermögen.“ Von dieser Periode fehlt im Gedruckten der Schluß. Auch die folgenden Stellen fehlen:

„Herr Cousin war so weit entfernt, den künftigen Professoren, die ihn umgaben, eine Anschauung der gesammten Philosophie zu geben, daß er uns kaum die rohesten Umrisse derselben mittheilte. Ich war zum Professor einer Wissenschaft berufen, deren Gegenstand ich kaum kannte.“ Später heißt es: „Herr Cousin theilte unsere Unerfahrenheit und Ungewißheit.“ Hier ist Ungewißheit getilgt und anstatt des Uebrigen geradezu geschrieben: Herr Cousin zeigte große Erfahrenheit; das letztere Kunststück, für Unerfahrenheit, inexpérience, Erfahrenheit, prudence, des Herrn Cousin zu setzen, kommt öfter vor. Die letzte Gewaltthatigkeit endlich, welche der Schrift Jouffroy's erweislich angethan ist, besteht darin, daß man Jouffroy's Behauptung, Cousin verdanke seinen psychologischen Schriften allen Ruhm, dahin korrigirte, daß er ihnen einen großen Theil seines Ruhmes verdanke, wobei man natürlich den Schluß der Periode weglassen mußte, der so lautete: „Gerade diese Psychologie aber glaube ich in meinen Programmen vollständig widerlegt zu haben.“

Man fragt nun, wie es möglich war, diesen Aenderungen auf die Spur zu kommen? Dies erklärt Pierre Leroux auf folgende Weise: Mehr als ein Drittel des Werkes war bereits gedruckt, als der Verleger die ersten Blätter des Manuskripts an die Revue des deux Mondes schickte, welche Auszüge aus denselben mittheilen sollte. Da erst soll ein Mitglied der Redaction der Revue Herrn Damiron darauf aufmerksam gemacht haben, welches Aufsehen ein so unerwartetes Bekenntniß beim Publikum machen müßte, und wie er als Freund des Verstorbenen die Pflicht habe, die angegebenen Verkümmelungen vorzunehmen. Daber befinden sich in dem ersten Theile des Werkes so viele Cartons. Ja, Pierre Leroux geht noch weiter; er behauptet, daß die vielen kleinen Lücken bis zur Seite 169, welche der Setzer, wie es scheint, nicht hat vermeiden können, auf eben so viele geringere Korrekturen hinweisen, da der Druck später vollkommen regelmäßig wird.

Daß Jouffroy's Schrift verfälscht ist, unterliegt sonach keinem Zweifel, da es der Schuldige selbst eingesteht: daß dieser Schritt in jeder Weise tadelnswerth ist, wird auch nicht bestritten, eben so wenig, daß sich Herr Damiron durch seinen Brief, anstatt sich zu rechtfertigen, nur noch mehr bloßgestellt. Könnten diese Stellen dem Rufe Jouffroy's überhaupt so viel schaden, so mußte man ihn seinem verdienten Schicksal überlassen; jetzt sieht man in den Aenderungen nur das Bekenntniß der Schwäche der angegriffenen Partei. Die Religion geht nicht unter, wenn auch ein Skeptiker mehr ihre innere Wahrheit bezweifelt, und wenn sie dadurch unterginge, so würde Herrn Damiron's Vorsicht sie nicht retten.

Sehr zweifelhaft jedoch ist es, ob Herr Cousin, was Pierre Leroux zugleich behauptet, wiewohl nicht erweist, an dieser Fälschung Theil gehabt hat. Nicht ein einziges Faktum macht dies wahrscheinlich. Der größere Theil der Aenderungen wurde offenbar zu Cousin's Gunsten unternommen; doch weshalb soll er die Zehne eines unberufenen Freundes bezahlen? Der Herausgeber selbst war eben so sehr dabei betheiligt, da alle Schläge, welche dem Haupte der

effektischen Schule galten, die ganze Schule beugten. Da man nun weiß, daß Pierre Leroux Cousin's persönlicher Feind ist und keine Gelegenheit, ihn und seinen Anhang anzugreifen, sich entgehen läßt, so sieht man bei so vollständigem Mangel an Beweisen keinen Grund, auch Cousin zu verdächtigen.

Was endlich Jouffroy's Bekenntnisse selbst betrifft, so scheint es, als ob man ihnen aus Haß gegen die Schule, welche sie angehen und für deren Zierde Jouffroy allerdings galt, mehr Gewicht beigelegt hätte, als sie in der That haben. Damiron hätte durch eine einfache Vorrede den Schlag von der Schule und ihrem Meister abwenden können. Er hätte bloß nachzuweisen, daß ein Schüler, der sich begnügt, die Lehre des Meisters zu leugnen, ohne sie zu widerlegen, der eine neue Wissenschaft sucht und sie doch nicht findet, unter den Gegnern der Schule eben so wenig Bedeutung hat, als er unter den Anhängern derselben stets gehabt hätte, wenn man sich vom Anfang über diese seine Unkraft klar gewesen wäre.*

Mannigfaltiges.

— Die Revue des deux Mondes über Schelling und Hegel. In ihrem ersten diesjährigen Hefte bringt die genannte französische Zeitschrift einen Artikel über die gegenwärtige Krise der Deutschen Philosophie, dessen Verfasser, Herr A. Lebre, sich mit der Deutschen Kritik sowohl als mit der Deutschen Literatur überhaupt vertrauter zeigt, als es die meisten Franzosen zu seyn pflegen, weshalb wir auch einen verkappten Landsmann in ihm vermuthen. Nach einer kurzen Uebersicht der Deutschen Philosophie seit Fichte behandelt er die Hegelsche und die neue Schellingsche Philosophie ausführlich und tritt entschieden auf die Seite der ersteren. Er giebt den großartigen Fortschritt an, der durch Hegel in der Logik geschehen, und bezeichnet Hegel im Gegensatz zu Kant und Schelling (den früheren) dadurch glücklich, daß er sagt, Kant habe die Anatomie, Hegel die Physiologie der Vernunft, Kant das Verzeichniß, Hegel das System der Begriffe gegeben; Schelling habe das Schöne, Hegel das Vernünftige in der Natur aufgefaßt, Schelling daher die Harmonie der Natur mit dem Geiste, Hegel ihren Gegensatz zum Geiste dargestellt. Hierauf zeigt er, wie Hegel in dem praktischen Theile seines Systems, für Religion und Staat die letzten Konsequenzen zu ziehen verabsäumt oder vielmehr, wie es scheint, dies zu thun sich scheut habe; wie dadurch die Spaltung der Schule möglich geworden sey, und wie die Hegelsche Linke die wahre Erbin nicht des Hegelschen Geistes, doch seiner Lehre scheine. Er charakterisirt die Hauptvertreter derselben und bezeichnet Strauß als die Giroude, die Mitarbeiter der Deutschen Jahrbücher, besonders Ruge, Feuerbach und Bauer, als die Jakobiner der philosophischen Revolution. Den Grundzügen dieser letzteren stimmt jedoch der französische Berichterstatter keinesweges bei, vielmehr behauptet er, daß sie meistens durch persönliche Motive zu diesen Extremen getrieben seyen. Es folgen die Grundzüge der neuen Schellingschen Lehre, gegen die der Verfasser eine sehr feindselige Stimmung an den Tag legt, wobei er einige Behauptungen aufstellt, die wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen, wiewohl wir sie durchaus nicht vertreten mögen. Es zeige sich, sagt er, in der neuen Lehre nichts als die höchste Geschicklichkeit des Meisters, der nur deshalb so vage Prinzipien sich gewählt zu haben scheint, weil er nun die Konsequenzen auch ziehen könne, wie er sie eben brauche; aus denselben Prinzipien lasse sich aber das vollkommen Entgegengesetzte folgern. Sein gegenwärtiges System breche sich dadurch schon selbst den Stab, daß es Nichts von dem zunächst vorhergegangenen, dem Hegelschen System, aufnehme, während doch die Systeme nicht zufällig, sondern nothwendig einander folgen; Würde auf gut Glück (des conjectures précaires) seyen seit Hegel, dem großen Logiker, in Mißkredit gekommen. Schelling wolle Philosophie und Religion vereinen und genüge keiner von beiden. Die Schwäche des neuen Schellingianismus aber gebe bereits äußerlich daraus hervor, daß sich außer etwa Professor von Henning und Dr. Theodor Mundt keine namhaften Männer zu ihm bekennen.**) Vielmehr bekämpften die Philosophen seine Etymologie, die Theologen seine Erregese, die Philosophen seine Logik. Ueberhaupt jedoch habe der Kampf zwischen dem Neu-Schellingianismus und dem Alt-Hegelianismus an Interesse sehr verloren, seit man sehe, daß derselbe zur Lösung der Hauptfrage der gegenwärtigen Deutschen Wissenschaft, zur Feststellung der inneren Wahrheit des Christenthums, Nichts beitrage. — Dies ist der wesentliche Inhalt des Artikels, mit dem die Revue des deux Mondes das Jahr 1843 eröffnet und der unstreitig nun vielen Franzosen bei Beurtheilung der philosophischen Kämpfe in Deutschland zur Grundlage dienen wird. Daß es kein Franzose sey, der diesen französischen Bericht abgefaßt, scheint uns aus inneren Gründen unzweifelhaft; ein Franzose würde weniger eingeweiht in die Subtilitäten unserer Schulen seyn, aber auch weniger parteiisch gegen die eine auftreten, um für die andere zu wirken.

*) Nach französischen Berichterstattungen.

**) Der Berichterstatter muß, wenn er im vorigen Jahre den Kurios über Philosophie der Offenbarung gehört, doch auch Männer wie August Reander, Steffens, Zwahlen, Feendelenburg und selbst die erste historisch-juristische Autorität Deutschlands, den Minister von Savigny, dem Lehrstuhle Schelling's gegenüber als theilnehmende und auch noch in diesem Augenblicke zu der Lehre des Meisters sich bekennende Zuhörer bemerkt haben.